

«Die Herzchirurgie ist unter Druck»

Peter Matt kehrt als Chefarzt Herzchirurgie zurück ans Luzerner Kantonsspital. Er will zwei Disziplinen näher zusammenbringen.

Interview: Roseline Troxler

Der Basler Peter Matt (45) ist am Luzerner Kantonsspital (Luks) kein Unbekannter. Bis im Mai 2020 war der Professor als Co-Chefarzt und Chefarztstellvertreter in der Klinik für Herzchirurgie am Herzzentrum tätig. Nach einem kurzen Abstecher ans Universitätsspital Zürich ist er per Anfang März als Chefarzt der Herzchirurgie zurückgekehrt. Im Interview spricht Matt über seine Ziele für das Herzzentrum, das jährlich rund 8000 Patienten behandelt, sowie seine Rolle als Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Herzchirurgie.

Was bedeutet Ihnen die Rückkehr ans Luzerner Kantonsspital?

Peter Matt: Es ist ein Heimkommen. Die Herzmedizin am Luks ist sehr innovativ und genauso modern und umfassend wie in Zürich oder Basel. Einzig Herztransplantationen werden hier nicht gemacht. Die persönliche Betreuung der Patientinnen und Patienten ist in Luzern viel enger als in Zürich. Darauf freue ich mich besonders.

Das Verfahren wurde zwar vor kurzem eingestellt. Doch welche Rolle spielten bei Ihrer Rückkehr die Untersuchungen gegen den früheren Leiter der Herzchirurgie des Unispitals Zürich?

Die Vorwürfe haben keine Rolle gespielt. Als ich das Angebot vom Luks erhalten habe, war für mich sofort klar, dass ich die Chance packen wollte.

Welche Ziele verfolgen Sie mit dem Herzzentrum am Luks?

Ich möchte zusammen mit meinem Team und jenem der Kardiologie das innovative Umfeld



Peter Matt ist neuer Chefarzt der Herzchirurgie am Herzzentrum des Luzerner Kantonsspitals.

Bild: PD

noch stärken und die Herzchirurgie näher mit der Kardiologie verknüpfen. Während Herzchirurgen unter grossen operativen Eingriffen Herzkrankheiten und -verletzungen behandeln, sind Kardiologen auf Behandlungen mittels Kathetern über die Blutgefässe spezialisiert. Künftig rücken die Disziplinen näher zusammen, weil immer weniger grosse Herzoperationen nötig sein werden. Dereinst geht es in vielen Fällen mit minimalinvasiven Eingriffen oder ganz ohne Schnitte.

Welche Folgen hat dies für Spezialistinnen und Spezialisten?

«Operationen, die bisher Standard waren, werden weniger durchgeführt.»

Peter Matt
Chefarzt Herzchirurgie Luks

Vor allem die Herzchirurgie ist unter Druck, da künftig Operationen, die in den letzten zwanzig Jahren Standard waren, weniger durchgeführt werden. Von dieser Eigenständigkeit wegzukommen, ist nicht für alle Ärzte einfach. Doch für die Patientinnen und Patienten bedeuten geringere Eingriffe weniger Traumata. Es wird aber auch neue Krankheitsbilder geben, etwa wenn implantierte Katheterklappen nach einigen Jahren Probleme verursachen.

Sie präsidieren die Schweizerische Gesellschaft für Herzchirurgie. Laut der Gesellschaft genügen in der Mehr-

heit der 17 Herzzentren die Fallzahlen den europäischen Richtlinien nicht. Hat es in der Schweiz zu viele Herzzentren?

Ja, schweizweit gibt es ein gewisses Überangebot. In der Zentralschweiz ist dies aber nicht der Fall, denn für die über 700 000 Einwohner im Einzugsgebiet des Luzerner Kantonsspitals braucht es ein grosses Herzzentrum. Man kann den Patienten nicht durch die halbe Schweiz fahren. Insofern ist eine Aufteilung in medizinische Regionen aber sinnvoll.

Sind die Fallzahlen entscheidend für die Qualität?

Die Qualität lässt sich nicht nur an den Fallzahlen messen. Eine Herzoperation ist immer eine Teamleistung. Die Qualität ist von der Professionalität der Zusammenarbeit abhängig. Die Schweizerische Gesellschaft für Herzchirurgie hat daher ein Register zur Qualitätskontrolle aufgebaut, das seit diesem Jahr im Einsatz ist und alle Herzoperationen und deren Ausgang dokumentiert.

Welche Anliegen beschäftigen Sie als Präsident der Gesellschaft für Herzchirurgie weiter?

Die Nachwuchsförderung. Wir haben eine Nachwuchsakademie gegründet, in der junge Herzchirurgen Operationen simulieren und die neuesten Therapien kennen lernen. Gerade für junge Chirurginnen und Chirurgen hatte die Pandemie negative Auswirkungen. Viele Operationen wurden verschoben, um die Intensivstationen zu entlasten. Ärzten in Ausbildung fehlte es an Möglichkeiten, sich praktisches Wissen anzueignen.

Welches sind für Sie als Herzchirurg besondere Erfolgserlebnisse?

Wenn es uns zum Beispiel gelingt, dass eine Mutter oder ein Vater von kleinen Kindern überlebt. Dann hat unsere Arbeit einen Einfluss auf deren ganzes Umfeld. Schön ist es auch, wenn ich Patienten, die keinen «Schnuf» mehr haben, helfen kann, dass sie wieder biken oder langlaufen können. Ein sehr spezielles Erlebnis war für mich auch die Herztransplantation, die ich am Unispital Zürich vornehmen durfte. Es ist etwas ganz Besonderes, wenn der Patient nach zwei Wochen mit einem neuen Herzen das Spital verlässt.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Smart, aber kaum nachhaltig

«Keine Strassen, dafür ausgeklügelte Röhrensysteme: So sieht die Stadt der Zukunft aus», dies war der Titel eines Artikels über zwei neue sogenannte Smart-Citys im St Galler Tagblatt vom 27. Februar 2021. Der Artikel beschäftigt sich fundiert mit bestehenden Grossprojekten für stark technisierte, CO₂-freie Städte der Zukunft – Planstädte, die von Grund auf neu gebaut werden.

Die durchgeplante Stadt ist kein neues Phänomen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Beispiel wurde 50 Kilometer nördlich von London die erste Gartenstadt, Letchworth Garden City, gebaut. Doch selbst hier, wo eigentlich der Mensch ins Zentrum gestellt werden sollte, zeigte sich: Letztlich geht es bei Planstädten immer um eine Effizienzsteigerung städtischer Struktu-

ren, die fast ausschliesslich auf technologischen Fortschritt ausgerichtet ist.

Heute wird für die aktuellen Modelle die CO₂-Neutralität mit immensem Aufwand im Bereich der Infrastrukturen gesucht – keine Autos mehr, dafür unterirdische Hochgeschwindigkeitszüge in Röhren, wird zum Beispiel als Lösung angeboten. Der Haken: Selbst wenn der Betrieb möglicherweise CO₂-neutral sein wird, so bedeutet die Erstellung der Röhrensysteme für Transport und Versorgung einen riesigen, energieintensiven baulichen Aufwand. Auch bleiben die daraus resultierenden hochspezifischen technischen Lösungen schwer adaptierbar.

Weiter besteht ein Problem radikaler Ansätze in der Tendenz, das Kind mit dem Bade

auszuschütten: Man kann das Auto mit gutem Grund als ein Übel der heutigen Zivilisation sehen. Die Strasse aber hat sich als öffentlicher Raum vor allem im Siedlungsgebiet durchaus bewährt. Sie weist, entgegen



Stadtentwicklung

der Röhre, die Flexibilität der Nutzung auf, welche die Qualität einer Stadt, eines Dorfes ausmachen – solange es nicht die einzige Aufgabe der Strasse ist, den Automobilverkehr möglichst effizient durch den Ort zu schleusen.

Dieses Dilemma zwischen auto- und menschengerechten Strassen lösen die neuen Stadtmodelle nicht. Sie lenken grundlegende Fragen bezüglich Siedlungsentwicklung in eine falsche Richtung. In bester postindustrieller Mentalität definieren sie weiterhin die Effizienz als oberste Prämisse. Dem stünde ein Suffizienzverständnis gegenüber – vor ein paar Jahren noch ein vieldiskutiertes Wort, das zwar schnell wieder verdrängt wurde, über das nachzudenken sich trotzdem lohnt. Wolfgang Sachs, einer der Väter des Suffizienzbegriffs, nennt dazu die vier Begriffe Entschleunigung, Entflechtung, Entkommerzialisierung und Entrümpelung. Auch wenn man ihnen nicht in allen Belangen kritiklos gegenüberstehen sollte, so sind sie in Bezug auf den Umgang mit unseren Städten doch zentral,

denn Städte und Dörfer sind nicht leblose Objekte, deren Effizienz ungestraft immer weiter gesteigert werden kann, sondern Prozesse, deren physische Form einer permanenten Veränderung unterworfen ist.

Bewohnerinnen und Bewohner eignen sie sich immer neu an, die Anforderungen an unseren Lebensraum verändern sich ständig. Als kurzweilige und kurze Lektüre zum Bauen der Stadt der Zukunft empfiehlt sich die von den Basler Architektinnen und Architekten der Gruppe «countdown 2030» zusammengestellte kompakte Dokumentation «Hebel». Darin sind die Grundsätze für ein zukunftsfähiges Bauen und auch für zukunftsfähige Städte zusammengestellt, die diesem Suffizienzgedanken folgen. Und es wäre schön, wenn dieses Thema, trotz seiner

hohen Komplexität, einen festen Platz in der Tagespresse finden könnte, denn der Wunsch nach einem lebenswerten Lebensraum ist ein Anliegen von uns allen, und darum eigentlich Pflichtteil des öffentlichen Diskurses.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern. Einmal im Monat äussern sich Professoren zu städtebaulichen Themen. Ihre Ansichten müssen nicht jener der Redaktion entsprechen.